

---

Franka Fieseler und Hanna Surma

## **Vielfältig und identisch statt öffentlich und privat: Theoretische Grundlagen**

### **Geschichte wird geMacht**

Geschichte zu schreiben bedeutet, sich in einen bestimmten Abstand zu einem Phänomen zu setzen, um aus dieser Position Zusammenhänge zu erkennen und zu verstehen. Die Ressourcen einer solchen Positionierung für die Geschichte(n) feministischer Zeitschriften Deutschlands im Kontext der zweiten Frauenbewegung werden über feministische Archive zugänglich. Dort lassen sich Spuren von feministischen Erfahrungen und feministischem Wissen finden, werden (be-)greifbar, nachspürbar, lesbar. Uns stehen in Bochum gleich zwei dieser engagiert geführten Sammlungen zur Verfügung – *leihse* und *ausZeiten*<sup>1</sup>. Ihre Struktur erwächst aus den Interessen und Leidenschaften der beteiligten Frauen, statt einem vermessenem Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität anheim zu fallen. Eine Tatsache, die achtsam werden lässt für die Macht des Moments einer jeden – so auch der unsrigen – Konstruktion von Geschichte, bedarf die (Re-)Präsentation von Leidenschaften doch den Mut zur Fokussierung. Das Bewahren und Zeigen des Einen rückt demnach gleichsam Anderes aus dem Blick – weshalb es vielfältiges Begehren braucht, um Vielfalt zu gewährleisten. So bringen auch wir nur zum Sprechen, was uns angesprochen hat. Zum Glück haben uns zahlreiche spannende und seltsam harmonische Dissonanzen erreicht. Oder sind es dissonante Harmonien? Dieses schwer fassbare Paradox wurde uns zum Antrieb, nach theoretischen ‚Werkzeugen‘ zu suchen, welche uns helfen das Wahrgenommene zur Erscheinung zu bringen sowie die Widersprüche, Heterogenitäten, Uneindeutigkeiten und Kämpfe im Diskurs der feministischen Zeitschriften produktiv zu machen, um uns so einer Antwort der Frage zu nähern, wie es *der* Feminismus vermag, unter seinem Namen eine ungeheure Vielfalt zu vereinen, ohne sie zu vereinheitlichen.

<sup>1</sup> Informationen zu diesen Archiven finden sich auf ihren Websites.

*leihse*: <http://www.ruhr-uni-bochum.de/frauenarchiv/>, *auszeiten*: <http://www.auszeiten-frauenarchiv.de/>

An dieser Stelle möchten wir nicht versäumen, den Mitarbeiterinnen von *leihse* und *ausZeiten* herzlich für ihre stets unkomplizierte Unterstützung zu danken.

Ein Prozess des Denkens, den wir im Folgenden nachvollziehbar machen wollen.

In den existierenden theoretischen Auseinandersetzungen mit feministischen Zeitschriften werden diese oftmals als grundlegender Bestandteil oder konstituierendes Element einer feministischen bzw. Frauen-Gegenöffentlichkeit perspektiviert. Neben Frauengruppen, Frauenhäusern und Beratungsstellen werden vor allem Frauen- bzw. feministische Zeitschriften als Orte und Institutionen der Öffentlichkeit verstanden, die Frauen für sich geschaffen haben.<sup>2</sup> Brigitte Geiger schrieb 1989 über autonome Frauenzeitschriften in Österreich<sup>3</sup>, dass diese „entscheidenden Anteil an der Konstitution von Frauen-Gegenöffentlichkeit als selbstbestimmtem Rahmen der Entwicklung frauenbewegter Kollektivität, der Neubestimmung weiblicher Identität und eines feministischen Diskurses“<sup>4</sup> haben. In den von ihr untersuchten Zeitschriften komme es zur Reflektion zentraler Aspekte des Lebenszusammenhangs von Frauen, sowie zu einer öffentlichen Artikulation des gesellschaftlich konstituierten (und konstitutiven) Privaten und daher Unsichtbaren.<sup>5</sup> Diese Perspektive erfasst die Produktivität, die die Inhalte der feministischen Zeitschriften für die Artikulation einer oppositionellen ‚eigenen Stimme‘ und Position hatten und noch immer haben. Dies wird vor allem am Beispiel der regionalen feministischen Zeitschriften deutlich, die sich in vielen Fällen als Alternative zu den institutionalisierten Medien und ihrer Berichterstattung verstanden (vgl. den Beitrag von Oliver Janßen in diesem Band).

Aus zwei Gründen wollen wir dennoch versuchen, für unser Anliegen, eine Geschichte feministischer Zeitschriften zu schreiben, unseren Gegenstand nicht in erster Linie als Element einer Gegenöffentlichkeit von und für Frauen zu perspektivieren. Zum einen, um der mit der Verwendung des Begriffs einhergehenden Problematik, welche durch die feministische Kritik ausführlich thematisiert wurde, zu gehen. Zum anderen möchten wir unse-

<sup>2</sup> Vgl. Larissa Krainer, „Welche Öffentlichkeit für Frauen? Motive für ein Zwei-Stufen-Verfahren zur Etablierung einer geschlechterdemokratischen Öffentlichkeit“, in: *Medien Journal* 4, 24. Jg., Innsbruck/Wien/München 2000, S. 8.

<sup>3</sup> Vgl. Brigitte Geiger, „Autonome Frauenzeitschriften in Österreich und die Bewegung der Frauen“, in: *Feministische Studien* 1, 8. Jg., Weinheim 1989, S. 132–141. Grundlage des Aufsatzes ist „eine qualitative Untersuchung der Produktions- und Rezeptionsstrukturen von zwei österreichischen feministischen Zeitschriften, nämlich ‚AUF – eine Frauenzeit-schrift‘ und ‚AN.SCHLÄGE‘“ (ebd., S. 140).

<sup>4</sup> Geiger, a. a. O., S. 132.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 136 ff.

ren Fokus nicht auf die Differenz zwischen feministischer Gegenöffentlichkeit und hegemonialer Öffentlichkeit, verstanden als monolithische Blöcke, richten, sondern Unterschiede innerhalb feministischer Gegenöffentlichkeit durch eine Untersuchung des für ihre Konstitution zentralen Mediums sichtbar werden lassen. Unser Interesse richtet sich daher neben inhaltlichen Schwerpunkten der verschiedenen Periodika insbesondere auf die Art und Weise der Produktion und Distribution, des Layouts, der graphischen Darstellung, der Selbstbenennung und des Umgangs mit Titeln und Namen: Aspekte, die nach unserem Verständnis von eminenter Bedeutung für das Medium feministische Zeitschrift sind. Die Möglichkeit, Eigenheiten und Auffälligkeiten der verschiedenen Zeitschriften zu verstehen und aufzuzeigen wird uns unter anderem durch die Auseinandersetzung mit dem – im Sinne Manuel Castells' verwandten – Begriff der kollektiven Identität geboten.

Diese beiden zentralen Gründe für unseren Ansatz sowie unser Vorschlag einer alternativen theoretischen Perspektive sollen im Folgenden ausgeführt werden.

Seit dem Einsatz der 2. Frauenbewegung ist die radikale Kritik<sup>6</sup> an der Trennung von bürgerlicher Öffentlichkeit – verstanden als politische Sphäre und Ort des gesellschaftlichen Lebens – und Privatheit – verstanden als vorpolitische häusliche Sphäre – sowie die mit dieser Gegenüberstellung einhergehende geschlechtsspezifische Konnotation der separaten Bereiche, zum festen Bestandteil feministischer Theorie und Praxis geworden.<sup>7</sup> Am Beispiel der Einleitung zur Ausgabe der Zeitschrift *Feministische Studien* mit dem Schwerpunkt „Gegenöffentlichkeit“ lässt sich paradigmatisch ablesen, inwiefern die Kritik an der „traditionelle[n] Zuordnung des männlichen Geschlechts zu ‚Öffentlichkeit‘ und des weiblichen zu ‚Privatheit‘“<sup>8</sup> zu kurz greift und eben jene Dichotomie voraussetzt, reproduziert und letztlich fixiert, die sie zu destabilisieren und schließlich aufzulösen versucht. So wird zwar die Feststellung getroffen, dass die „bewährten Kategorien nicht taugen oder greifen“ und die Gegenüberstellung der Begriffe privat und öffentlich die „Wirklichkeit von Frauen“ nicht adäquat reflektiere, um zugleich von den (implizit positiv konnotierten) Gegenöffentlichkeiten von Frauen zu sprechen,

<sup>6</sup> Im Rahmen dieses Aufsatzes können nicht alle Aspekte der vielschichtigen, in der feministischen Theorie vorgebrachten Kritik am Dualismus von Privatheit und Öffentlichkeit dargestellt werden, vielmehr konzentrieren sich unsere Ausführungen auf den Begriff der Gegenöffentlichkeit zur (Be)Schreibung einer Geschichte feministischer Zeitschriften.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Beate Rössler, *Der Wert des Privaten*, Frankfurt a. M. 2001, S. 49 ff.

<sup>8</sup> „Einleitung“, in: *Feministische Studien* 1, 8. Jg., Weinheim 1989, S. 3.

die als „Verbindungslinien“ und „Entgrenzungen“<sup>9</sup> in einem „dazwischen“ fungieren. Ein eben solcher ‚Zwischenraum‘ setzt jedoch weiterhin die Pole Öffentlichkeit und Privatheit als gegebene Entitäten voraus. Die Begriffe

„der ‚Öffentlichkeit‘ und der ‚Privatheit‘ [werden] wie im dominanten Diskurs, d. h. auf zwei unterschiedliche Weisen gebraucht: Erstens als handel [sic!] es sich um selbstverständliche und objektive Örtlichkeiten, das ‚Private‘ sozusagen durch die Haustür vom gesellschaftlichen Leben, ‚der Öffentlichkeit‘ getrennt [...] oder zweitens als Synonym für eine Darstellung durch die etablierten Veröffentlichungsmechanismen, entsprechend dem dominanten Verständnis von Öffentlichkeit als einer ‚Medienöffentlichkeit‘“.<sup>10</sup>

Die erste hier angesprochene Gebrauchsweise der Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit als „selbstverständliche und objektive Örtlichkeiten“ impliziert des Weiteren die Möglichkeit eines Heraustreten-Könnens aus dem Raum des Privaten („durch die Haustür“), in den Frauen durch die konstitutive Trennung der Sphären verwiesen worden seien und der somit als vordiskursiv im Raum des Diskursiven, sprich der Öffentlichkeit, erscheint.

Die Voraussetzung eines solchen privaten Raumes, den es zwar als Konstruktion zu erkennen und durch die Erschaffung von Gegenöffentlichkeit abzulösen gilt, geht mit der Implikation einer vordiskursiven, weiblichen Identität sowie bereits existenter „feministischer Diskurse“ einher, welchen durch die Praxis und Rezeption feministischer Zeitschriften nur zu einer „Neubestimmung“, wie Geiger es formuliert, verholfen wird. Ausgehend von Judith Butlers These, „daß es keinen ‚Täter hinter der Tat gibt‘, sondern daß der Täter in unbeständiger veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird“<sup>11</sup>, gilt es stattdessen, einen Ansatz zu finden, der sowohl die „diskursiv veränderliche Konstruktion [des Selbst und der Akte, d. h. der Medienakteurinnen und der Produktion von Zeitschriften] in und durch den anderen“<sup>12</sup> berücksichtigt und zu erfassen vermag als auch die gesellschaftliche Transformation von der Entstehungszeit der ersten feministischen Zeitschriften der zweiten Frauenbewegung bis heute kontextualisiert.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Autorinnenkollektiv: Melanie Beyer, Margrit Bürer, Bettina Busse, Susanne Kappeler, „Die Macht der Veranstaltung“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 30/31, 14. Jg., Köln 1991, S. 128.

<sup>11</sup> Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991, S. 209.

<sup>12</sup> Ebd.

Darüber hinaus geht es darum, den Blick auf die Besonderheiten, die Vielfältigkeiten, die Ähnlichkeiten und Differenzen der feministischen Zeitschriften zu lenken, die im Zentrum unserer Geschichte(n) stehen sollen. So gilt es z. B. im Einzelnen zu untersuchen, in welchem Verhältnis bestimmte feministische Zeitschriften zur ‚Frauenbewegung‘ (vgl. den Beitrag von Catherine Ley, Katrin Locker und Gregor J. Rehmer zu den Zeitschriften *Emma*, *Schwarze Botin* und *Courage*) oder zu Institutionen wie der Universität stehen (vgl. den Beitrag von Stefanie Gowik, Patricia König-Stach und Lena Seidel, der sich mit akademischen feministischen Zeitschriften beschäftigt). Welche Wege und journalistischen Verfahrensweisen wurden, etwa bei der Zeitschrift *Ihresinn* (vgl. den Beitrag von Franka Fieseler und Hanna Surma in diesem Band), entwickelt, um die (scheinbare) Differenz zwischen Bewegung und Institution zu überbrücken? Welche Rolle spielt die Geschichte der Medienakteurinnen selbst in diesem Kontext? Von welcher Bedeutung sind die selbst gewählten Namen der Publikationen wie z. B. *Ihresinn*, *Igitte*, *Streit!* oder *Donna Wetter* sowie der spezifische Umgang mit Mythen und Bildern, der sich oftmals in der graphischen Darstellung und dem Layout widerspiegelt? Um Antworten auf diese und zahlreiche andere Fragen zu finden, scheint es notwendig, sich von der Vorstellung einer in den Zeitschriften zum Ausdruck kommenden Gegenöffentlichkeit zu lösen und die Zeitschriften im Einzelnen und in ihrer Vernetzung untereinander als Communities im Sinne Patrice McDermotts zu verstehen<sup>13</sup>, als Interpretationsgemeinschaften der Herausgeberinnen, Autorinnen und Leserinnen, die sich um die Zeitschriften (ihren Inhalt wie auch alle anderen weiter oben angesprochenen Aspekte) formieren und organisieren und Systeme von geteilten kulturellen Bedeutungen schaffen.

Als produktiv für unseren Versuch, diese Communities als aktive Konstruktionen kollektiver Identität zu beschreiben, erweisen sich die Beschreibungen gesellschaftlicher Transformation Manuel Castells', wie er sie insbesondere im zweiten Band seiner Trilogie zum Informationszeitalter „Die Macht der Identität“ darlegt. Castells' Verständnis von Identität lässt sich fruchtbar mit jenem Sabine Harks verbinden, die in ihrer 1999 erschienenen Monographie „deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität“ der widerspruchreichen Prozesshaftigkeit von kollektiven Identitäten als „diskursiven Tatbeständen“ auf der Spur ist. So wird es möglich sein, feminis-

<sup>13</sup> Vgl. Patrice Mc Dermott, *Politics and Scholarship: Feminist Academic Journals and the Production of Knowledge*, Urbana/Chicago: University of Illinois Press 1994, S. 11.

tische Zeitschriften auf ihre Funktion bei der Konstitution kollektiver feministischer Identität(en) hin zu befragen und ihre Heterogenität zu erklären.

### **Netzwerke: Neue soziale Morphologie der Gesellschaft**

Die Ansätze Castells' bieten uns für unser Projekt die Möglichkeit, die zentrale Bedeutung der gesellschaftlichen Transformationen des 20. Jahrhunderts und der mit ihnen einhergehenden Konstitution und Konstruktion kollektiver Identitäten zu erkennen. Nach Castells zeichnet sich die Gesellschaftsform des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts in besonderem Maße durch eine oppositionelle Gleichzeitigkeit der Tendenzen von Ein- und Entgrenzung im dynamischen System des Netzwerkes aus – der Tendenzen von Kommunalisierung und Globalisierung:

„Neben der technologischen Revolution und der Transformation des Kapitalismus, dem Ende des Etatismus haben wir im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts den Aufschwung machtvoller Ausdrucksformen kollektiver Identität erlebt, die der Globalisierung und dem Kosmopolitismus die Ansprüche auf kulturelle Einzigartigkeit und auf die Kontrolle der Menschen über ihr Leben und ihre Umwelt entgegen stellen.“<sup>14</sup>

Unter Berücksichtigung einer solch radikalen Transformation gesellschaftlicher Strukturen, erscheint es ein weiteres Mal schwierig, eine Geschichte feministischer Zeitschriften mit Rückgriff auf Kategorien des bürgerlichen Nationalstaates, wie Öffentlichkeit und Privatheit (und somit auch auf Gegenöffentlichkeit) zu schreiben. Doch wie lässt sich der „Aufschwung machtvoller Ausdrucksformen kollektiver Identität“ anders fassen, als im Terminus der Konstitution von Gegenöffentlichkeit? Zu diesem Aspekt, d. h. zur Frage, welche Mechanismen im Zeitalter der Netzwerkgesellschaft maßgeblich als Quellen von Identität und Subjektivität fungieren, konstatiert Castells, dass

„die Konstituierung der Subjekte im Kern des Prozesses sozialen Wandels anders vonstatten geht, als uns dies aus Moderne und Spätmoderne vertraut ist: Subjekte bauen sich nämlich, wenn und falls sie konstituiert werden, nicht mehr auf der Grundlage von Zivilgesellschaften auf, die sich vielmehr im Prozess der Desinte-

<sup>14</sup> Manuel Castells, *Die Macht der Identität: Das Informationszeitalter II*, Opladen 2003 [2002], S. 4.

gration befinden, sondern als Verlängerung des an Kommunen<sup>15</sup> orientierten Widerstands.“<sup>16</sup>

Ein Ansatz, der diese These Castells' aufnimmt und die zweite Frauenbewegung sowie die Artikulation ihrer überaus heterogenen Interessen, Ziele und Werte im Medium der feministischen Zeitschriften als Communities perspektiviert, ihrer Geschichte auf dieser Basis gleichsam nachspürt, eröffnet die Möglichkeit, die Komplexität dieser Zeitschriften zu verstehen und sichtbar werden zu lassen.

Statt in Metaphern klar definierter Räume zu denken, gilt es somit, die Netzwerke zu thematisieren, die gesellschaftliche Strukturen durchdringen und grundlegend transformieren. Diese Netzwerke selbst sind dynamische Gebilde, bestehend aus miteinander verbundenen Knoten in variabler Anzahl: Die Möglichkeit der Integration neuer Knoten ist grenzenlos,

„solange diese innerhalb des Netzwerkes zu kommunizieren vermögen, also solange sie die dieselben Kommunikationscodes besitzen – etwa Werte oder Leistungsziele. Eine auf Netzwerken aufbauende Gesellschaftsstruktur ist ein hochgradig dynamisches, offenes System, das erneuert werden kann, ohne dass das Gleichgewicht in Gefahr geriete.“<sup>17</sup>

Castells erklärt an anderer Stelle nachdrücklich, dass die Konstitution von (kollektiver) Identität – die Gegenstand des folgenden Abschnitts sein wird – als Gegenpol zur dominierenden Logik der herrschenden, globalen Netzwerke des Informationszeitalters und Widerstand gegen gesellschaftlicher Grundprinzipien zu verstehen ist<sup>18</sup>. Dennoch sind Netzwerke selbst zunächst als wertneutrale Instrumente zu begreifen, deren Sein bestimmt wird durch ihre Nutzer, denen sie eine enorme Bandbreite an Möglichkeiten eröffnen: „Netzwerke sind als Strukturen völlig wertneutral, sie morden und sie küssen, je nach Wunsch“.<sup>19</sup> Strukturen der Netzwerklogik lassen sich so auch für die

<sup>15</sup> Kommunal darf hier nicht als das Attribut von Gebietskörperschaften verstanden werden, sondern eher als das von klar umgrenzter Gemeinschaftlichkeit.

<sup>16</sup> Ebd., S. 14; kursiv i. O.

<sup>17</sup> Manuel Castells, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft: Das Informationszeitalter I*, Opladen 2004 [2001], S. 528 f.

<sup>18</sup> Manuel Castells, *Jahrtausendwende: Das Informationszeitalter III*, Opladen 2004 [2002], S. 402 ff.

<sup>19</sup> Aus: *taz*, Nr. 6612 vom 28.11.2001, S. 15 (Interview), Jan Engelmann.

Produktion, Distribution und Rezeption feministischer Zeitschriften eindeutig konstatieren. Die Zeitschriften können als Knoten gelten, verbunden durch ein gemeinsame Codes und Zeichen teilendes Netzwerk. Aus dieser Perspektive erweitern Differenzen, die sich in der Produktion und Rezeption verschiedener Zeitschriften mit vielfältigen Schwerpunkten, Positionierungen und Erscheinungsweisen manifestieren, das Netzwerk, ohne eine Gefahr für seine Stabilität darzustellen.

### **Identitäten: Essentielle Konstruktionen – Produkte diskursiver Prozesse**

Als Elemente eines solchen Netzwerkes betrachtet, lassen sich feministische Zeitschriften als vielfältige Artikulationen und somit Repräsentationen feministischer Identität beschreiben, deren Funktion es ist, Differenzen erscheinen zu lassen, ohne dass es zu einem Bruch mit der übergeordneten Kategorie *Feminismus* kommt.

Vorausgesetzt ist hierbei die Annahme, dass es keine einzige, „wahre“ und unverhandelbare Subjektposition *Feministin* gibt. Dies setzt ein antiessentialistisches Verständnis von Identität voraus, das Identität nicht als Reflex von etwas versteht, das bereits existiert,<sup>20</sup> sondern als historisch situierte, dynamische Konstruktionen (an)erkennt. Es handelt sich um eine Perspektive, die sodann die Aufmerksamkeit von der Frage nach dem wahren Selbst auf die Prozesse der Herstellung und Verstetigung von Identität, auf das Paradox von Identitäten als essentiellen Konstruktionen, auf die metaphysische Gestalt des Politischen lenkt.

Das Kapital von Identität, so Sabine Hark, ist vornehmlich symbolischer Art. Mit dem Gewicht von Authentizität, Geschichte, Emanzipation, Fortschritt oder Bewahrung wird „im Namen“ von Identität politisch gehandelt, werden also Grenzen gezogen, Rechte gefordert und Normen formuliert.<sup>21</sup> Mit dem Gestus präsozialer Legitimation werden demnach Unterscheidungen aufgestellt und bewahrt, werden Hierarchien in Wahrheit begründet, werden Differenzen vermachtet. Ein diskursiver Prozess, der samt seiner totalisierenden Effekte sodann von den metaphysischen Verheißungen der selbstverständlichen Natürlichkeit verdeckt wird. Was übrig bleibt, ist der Glaube an

<sup>20</sup> Vgl. Sabine Hark, *deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Opladen 1999, S. 9.

<sup>21</sup> Vgl. ebd.



das Wesenhafte des Selbst – Quelle ultimativer Sicherheit und unausweichliches Schicksal. Unausweichliches Schicksal? Genau an dieser Stelle wird das grundlegende Paradox in Identität und der Identitäten augenfällig: Wären Identitäten das, was sie zu sein scheinen, nämlich offensichtlich, unhinterfragbar und unveränderlich, dann wäre jeglicher politischer Kampf, jegliche Auseinandersetzung um hegemoniale Bedeutung obsolet. Alles wäre und bliebe.

Dagegen spricht jedoch nicht zuletzt die anhaltende und zunehmende Konjunktur der „Identität“ in politischen, wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Diskursen seit den 1970er Jahren. Mit Castells lassen sich kollektive Identitätskonstruktionen als besonders geeignete Strategien zur Lösung der Probleme zu deuten, vor die der Mensch im Zuge der Globalisierung gestellt wird, verheißt der Name „Identität“ doch Sicherheit und Gemeinsamkeit in Zeiten der Kontingenz und Entgrenzung. Die Verfahren, die bei der Konstruktion von Identitäten zum Einsatz kommen, sind äußerst vielfältig. Als Gemeinsamkeit lässt sich mit Castells jedoch feststellen, dass sowohl symbolischer Inhalt als auch Sinn einer Identität „für diejenigen, die sich damit identifizieren oder sich außerhalb von ihr verorten, weitgehend dadurch bestimmt wird, wer eine kollektive Identität zu welchem Zweck konstruiert“.<sup>22</sup> Inwiefern unterschiedliche Strategien stark voneinander differierende Identitätstypen generieren, lässt sich an Castells' Unterscheidung von 1. Legitimierenden Identitäten<sup>23</sup>, 2. Widerstandsidentitäten und 3. Projektidentitäten beobachten.<sup>24</sup> Durch eine Auseinandersetzung mit diesen Konzepten, die im Folgenden – wenn auch stark verkürzt – vorgestellt werden, soll verdeutlicht werden, wie viele, widerstreitende Tendenzen sich hinter Konstruktionen eines kollektiven *Wir* verbergen.

Projektidentitäten bauen sich nach Castells unter Rückgriff auf bereits vorhandene kulturelle Materialien zum Zweck der gesellschaftlichen Transformation auf.<sup>25</sup> Motiviert durch ein „Projekt eines andersartigen Lebens“

<sup>22</sup> Castells 2003, a. a. O., S. 9.

<sup>23</sup> An dieser Stelle sei die legitimierende Identität, da sie für unseren Argumentationszusammenhang von weniger zentraler Bedeutung ist, nur kurz vorgestellt als Identitätstypus, der „durch die herrschenden Institutionen einer Gesellschaft eingeführt [wird], um ihre Herrschaft gegenüber den sozial Handelnden auszuweiten und zu rationalisieren“ (ebd., S. 10). Für eine ausführliche Darstellung der Identitätstypen nach Castells vgl. ebd. 2003, insbesondere Vorwort und erstes Kapitel „Identität und Sinn in der Netzwerkgesellschaft“.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 10 ff.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 10.

situieren sich diese Formen kollektiver Identität innerhalb vorherrschender diskursiver Praxen, um gleichsam eine Transformation „von innen heraus“ anzustreben. Dieser Typus konstituierte sich genuin auf der Grundlage von Zivilgesellschaften – als Beispiel wäre der Sozialismus zu nennen, hervorgebracht durch die Arbeiterbewegung. Im Zeitalter der Netzwerkgesellschaft jedoch erwachsen Projektidentitäten, wenn überhaupt, zumeist aus dem, was Castells als widerständige Kommunen bezeichnet.<sup>26</sup> Und die Frage, ob und wie diese Kommunen sich zu Projektidentitäten entwickeln, bedingt die immense Bedeutung und Vorrangstellung der Identität in der Netzwerkgesellschaft.

Die solche „Kommunen“ hervorbringende Widerstandsidentität ist, sozusagen als mögliche Basis für Projektidentitäten, als wichtigster Typus von Identität in der Netzwerkgesellschaft einzustufen. Sie wird „hervorgebracht von Akteuren, deren Position oder Lage durch die Logik der Herrschaft entwertet und/oder stigmatisiert werden“.<sup>27</sup>

Eine gewichtige Rolle spielt dabei die Aneignung und Subversion der Terminologie der repressiven Diskurse, die als Ausdrucksformen dessen zu verstehen sind, was Castells als „den Ausschluss der Ausschließenden durch die Ausgeschlossenen“<sup>28</sup> bezeichnet. Zu verstehen ist dieser „Ausschluss“ als Versuch einer Verortung außerhalb der Grenzen hegemonialer Diskurse, als eine Versammlung unter den Vorzeichen oppositioneller kommunaler Prinzipien.

Kommunen selbst sind also zu verstehen als Formen kollektiver Opposition, oft basierend auf ontologischen Kategorien wie Geschlecht, Nation oder Klasse, da diese mehr als alle anderen zugleich umkämpft sind, wie sie Stabilität und Unausweichlichkeit suggerieren. Begründet ist dieses Phänomen darin, dass ontologische Kategorien ebenfalls essentielle Konstruktionen sind; Setzungen, die vermeintlich neutral eine vorsoziale Wahrheit abbilden, indem sie den Prozess ihrer diskursiven Herstellung als Lösung eines historischen Problems verschleiern. Identitäten, die auf ontologischen Kategorien aufbauen, schnüren das wirkmächtige Band des Paradoxes essentieller Konstruktion somit doppelt und umso effektiver: Verstricken und verknoten es zu wahrhaft mächtigen Repräsentationen der Wesenhaftigkeit, die, während sie diskursiv in die Körper eingeschrieben werden, gleichsam verkünden, unmittelbar aus ihnen abgelesen zu sein.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 10–14.

<sup>27</sup> Ebd., S. 10.

<sup>28</sup> Ebd., S. 11; kursiv i. O.

**In (De)Konstruktion: Identität(en) ihre Geschichte(n) geben**

Kritische Wissenschaft sollte diesen Repräsentationen buchstäblich auf den Leib rücken, sich gegen monolithische Vorstellungen von Identität wenden, gegen die Vorstellung von einer Identitäten zugrunde liegenden Wahrheit, gegen die Suche nach Beweisen für Unterschiede zwischen *den* Identitäten, um stattdessen gerade die in Körperlichkeit begründeten Identitäten als dynamische Konstruktionen sichtbar zu machen. Denn der Zweifel an essentieller Homogenität von Identität öffnet eine Perspektive auf Differenzen in Identitätskonstruktionen – dafür, die Produktion von Identitäten „als fortwährenden, unbarmherzigen Prozess der hierarchisierenden Differenzierungen zu verstehen, der aber zugleich immer auch der Neudefinition und der Veränderung unterworfen ist.“<sup>29</sup>

Für eine Geschichte feministischer Zeitschriften in Deutschland, die gleichsam ein Geschichte der Produzentinnen und Rezipientinnen dieser ist, können Castells' Ansätze hier insofern produktiv gemacht werden, als über die Frage „wer welche Identität zu welchem Zweck konstruiert“ von Fall zu Fall für alle von uns untersuchten Zeitschriften der Blick geschärft wird für Heterogenitäten, Unstimmigkeiten und auch Gemeinsamkeiten, die sich einem „Label“ wie feministische Gegenöffentlichkeit, das alle unter einem Dach subsumiert, per se verweigern. Dabei plädieren wir nicht für eine starre Anwendung der oben vorgestellten Identitätstypen und eine Einordnung der jeweiligen Ausprägungen in Projekt- bzw. Widerstandsidentitäten. Auch variiert die Bedeutung dessen, was wir, mit Bezug auf McDermott, als Communities verstehen, die sich um verschiedene feministische Zeitschriften herum organisieren, von dem, was Castells als widerständige „Kommunen“ beschreibt. Dennoch kann uns die Verknüpfung dieser Konzepte dazu dienen, die Existenz und Geschichte der Kollektive zu beschreiben, ohne sie durch eindeutige Kategorisierungen und Zuschreibungen zu fixieren und zu vereinheitlichen. Die von uns vorgestellten Kategorien sollen uns demnach als durchaus flexible und dynamische Werkzeuge dienlich sein, um Fragen nach den Akteuren der andauernden Erschaffung von Identität, ihren Intentionen und vor allem ihren Produktions- und Repräsentationsmitteln, also Fragen nach der Art und Weise der Herstellung und Darstellung von kollektiven Identitäten nachzugehen. Dies impliziert mithin auch Fragen nach dem historischen Moment und den Gründen ihrer (Re)Formulierung, oder genauer: den

<sup>29</sup> Hark 1999, a. a. O., S. 10.

Problemen auf die sie Antwort geben sollen, den gesellschaftlichen Transformationen, deren Reaktion sie sind, dem Wissen, auf das sie aufbauen, dem Beginn und dem Verlauf ihrer Dynamik. Antworten hierauf – und seien sie noch so vorläufig – erweisen sich nicht nur als theoretisch relevant, sondern implizieren gleichsam politische Ermächtigung: Die Möglichkeit, das Wissen um die Technologien von Identitätskonstruktionen strategisch zu nutzen. Es gilt also, transversale Geschichte(n) feministischer Identität(en) zu erzählen, die sie aus dem Reich des Metaphysischen befreien. Geschichte(n) ohne einen Anspruch auf ahistorische Wahrheit. Geschichte(n), die stattdessen die historische Verfasstheit von Identitäten als soziale Werkzeuge offenbaren, konstruiert um Wahrnehmung und Erfahrung zu organisieren.<sup>30</sup> Geschichte(n) harmonischer Dissonanzen oder dissonanter Harmonien.

### Narrationen des WIR in medialen Foren

Folgt man Pierre Bourdieu, dann sind es die „Klassifikationssysteme, das heißt im Wesentlichen, die Wörter und Namen, die soziale Wirklichkeit sowohl konstruieren als auch zum Ausdruck bringen.“<sup>31</sup> Benennungen produzieren demnach in erster Linie, was sie nur zu bezeichnen scheinen. Gemeinschaften sind also aktive, durch Sprache realisierte Konstruktionen – „Theorieeffekte“, wie Bourdieu sie nennt, die „vermittels Erkennen und Anerkennen“ zu existieren beginnen.<sup>32</sup>

Es bedarf also der permanenten Investition der unter dem jeweiligen Identitätszeichen Versammelten: Für die Verheißung, durch Identifikation mit Ähnlichen – psychoanalytisch gesprochen – den Mangel an Sein und Sinn zu kompensieren, hat das Individuum, das fiktive Idealbild des *Wir*, auf das hin es sich als Subjekt entwirft, fortwährend mitzugestalten. Um über Vergleich und Anerkennung erfolgreich sein *Wir* imaginieren zu können, muss das Subjekt jene Differenzen ausblenden, die die Unmöglichkeit bedingen, dass Identität jemals dauerhaft und vollständig mit sich identisch würde. Gleichsam hat es sich als sprechendes Subjekt im Namen seiner Identität zu konstituieren – muss es bekennd dazu beitragen, sie als komplexe, vielstimmige Narration „lebendig“ zu halten.

<sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 22.

<sup>31</sup> Pierre Bourdieu, „Sozialer Raum und symbolische Macht“, in: *Pierre Bourdieu: Rede und Antwort*, Frankfurt a. M. 1992, S. 148.

<sup>32</sup> Ebd., S. 153.

Gründet eine solche Narration auf ontologische Kategorien, wie im Falle des Feminismus, führt die Wendung gegen jede Selbstverständlichkeit der benannten Identität zwangsläufig auch zu einer Infragestellung der grundlegenden Kategorie. Somit wird im Zuge der Dekonstruktion nicht nur die Identität *des* feministischen Subjekts als fiktiv erkennbar, sondern auch die *der* Frau. Denn wovon könnte behauptet werden, dass es allen Frauen oder allen Feministinnen – als politische Repräsentantinnen *der* Frau – gemeinsam sei? Versuche, diese Frage zu entscheiden – und zwar im Namen aller benannten Subjekte – führten zu einer unausweichlichen Zersplitterung der durch den Namen aufgerufenen und konstituierten Gruppe. Diese Zersplitterung nun macht die paradoxe Dynamik „oppositioneller“ Identitätspolitik sichtbar: Um die symbolische Macht, Realitäten durch Worte zu erschaffen, produktiv gegen hegemoniale Konstruktionen in Anschlag zu bringen, müssen zunächst die sozial oktroyierten Differenzen affirmiert werden, die herausgefordert werden sollen. Das heißt für den Feminismus: Um politisch handlungsfähig zu werden, mussten zunächst die patriarchal erschaffenen Namen und Bilder *der Frau* (an-)erkannt werden, um als marginalisiert benennbar zu sein und als intelligibler Ausgangspunkt gesellschaftlicher Veränderungen dienen zu können. Die Geschlechterdifferenz ist dem Feminismus sodann konstitutionell eingeschrieben und setzt den Rahmen seines Denkens. Als normalisierende, hierarchisierende Unterscheidung von Menschen in Männer und Frauen wird sie somit in feministischer Kritik nicht nur erkannt, sondern letztlich auch anerkannt. Feministische Identität ist also positioniert im hegemonialen Diskurs um Geschlecht, dem sie weitere Interpretationen weiblicher Subjektivität hinzufügt.

„Eine Identität zu ‚haben‘, bedeutet demnach, unter einer Reihe von Beschreibungen zu leben und innerhalb der Bedingungen zu agieren, die von den Beschreibungen gesetzt sind. Diese (Selbst-) Beschreibungen nähren sich aus dem Fundus diskursiv hergestellter, interpretativer Möglichkeiten.“<sup>33</sup>

Identität ist also nur innerhalb der Wissensformen über diese zugänglich und erfahrbar. Damit dieses Wissen nicht vergessen wird, muss es „in einer Vielzahl diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken kontinuierlich sozial und politisch reproduziert werden.“<sup>34</sup> Die Notwendigkeit der repetierenden Er-

<sup>33</sup> Hark 1999, a. a. O., S. 23.

<sup>34</sup> Ebd., S. 17.

schaffung birgt die Möglichkeit der Subversion durch Verschiebungen und Verifikationen des Wiederholten, d. h. „die ‚Handlungsmöglichkeit‘ ist in der Möglichkeit anzusiedeln diese Wiederholung zu variieren“<sup>35</sup>. „Neues“ Wissen über (s)eine Identität zu produzieren bedeutet mithin, sich in Veränderung ihrer zu bemächtigen. Aus dieser Perspektive offenbaren sich die Namen *Frau* und *Feministin* als letztlich leere Zeichen, als von Körpern abstrahierte Projektionsflächen, welche zur Auseinandersetzung über die möglichen Bedeutungen der Signifikanten einladen. Die Subjektposition *Feministin* bleibt so zur Disposition gestellt und verweigert sich endgültiger Eindeutigkeit. Daher bedarf es permanenter Verhandlungen, um dennoch temporäre, dynamische Evidenzen zu produzieren. Einen Raum für diese Verhandlungen bieten die feministischen Zeitschriften. Durch die modifizierte Aneignung des Mediums wurden über die Verstrickung verschiedener Kommunikationstechnologien erweiterte, ‚interaktive‘ Plenen geschaffen. Foren der Selbst-Ermächtigung, die zur Partizipation einladen<sup>36</sup> und mittels derer sich sodann Gemeinschaften über das Teilen kommunizierter Bedeutungen konstituieren. Sie sind mithin diskursive Knotenpunkte, an denen sich spezifisches Wissen verdichtet und fungieren daher als machtvolle Repräsentationen feministischer Identität(-spolitik). Ihre Vielfalt ist Zeichen der Differenz in feministischer Identität und gleichsam der Beweis, dass die Identitätskonstruktion *Feministin* auf unterschiedliche Weisen artikuliert werden kann, ohne darüber beliebig zu werden. Doch wie lässt sich dieses Paradox erklären, wodurch Kategorien wie der *Feminismus* es vermögen, gleichsam Vielfalt wie Einheit zu repräsentieren?

### Kategorien: Prothesen des Denkens

Der Beschreibung paradoxer Produktivität von Kategorien ist Jacques Derridas Neologismus des *pharmakons* dienlich, das, zugleich Heilmittel und Gift bezeichnend, für die Unauflösbarkeit bestimmter Widersprüche steht.<sup>37</sup> Denn während Grenzziehungen und Unterscheidungen im strategischen Einsatz zur

<sup>35</sup> Butler 1991, a. a. O., S. 213.

<sup>36</sup> Als Einladung fungieren in erster Linie ihre Eigennamen, deren Produktivität zumeist in ihren Doppeldeutigkeiten und ironischen Wortspielen liegt. So ist zum Beispiel die Wortschöpfung *Ihresinn* schon Zeichen der politischen Absicht der Zeitschrift. Sie spielt mit Assoziationen und Konnotationen und setzt sie gleichsam mit Humor, Ernsthaftigkeit und einer Prise Ruhrgebietskolorit bedeutungsvoll zusammen; vgl. den Beitrag zur Zeitschrift *Ihresinn* in diesem Band.

<sup>37</sup> Vgl. Annette Schlichter, „Gender/Heterosexuality: What’s the difference? Überlegungen

Tilgung essentiell begründeter Ungleichheiten und zur politischen Ermächtigung als Heilmittel fungieren können, ist dieser Prozess jedoch vielfältigen Bestrebungen ausgesetzt, stillgelegt zu werden. Sind diese Bestrebungen erfolgreich, stagniert die ermächtigende Wirkung des Sichtbarwerdens oder wird gar zur Beschränkung.

Notwendiger Weise hat die Ermächtigung zum selbstbewussten Sprechen im Namen einer hegemonial marginalisierten Identität zwangsläufig zumindest temporär ausschließende, verknappende<sup>38</sup> Wirkungen – sind Definitionen doch unerlässlich, um Differenzen zu produzieren, die bestimmten Bedeutungen in bestimmten Momenten gegenüber anderen Vorrang einräumen bzw. andere mögliche Bedeutungen verwerfen. Mit anderen Worten, die Erschaffung eines *Wir* benötigt die gleichzeitige Konstitution eines *Ihr*, um sich zu legitimieren. So werden diskursive Grenzen gezogen, die dem Umgrenzten Sichtbarkeit und Schutz gewähren, wodurch sich neue Positionen etablieren können, von denen aus erneut (re)formuliert werden kann. Ein Prozess, in dem Kategorien als Prothesen dienen, um Erfahrungen (vorübergehend) in Ordnungen des Wissens zu überführen, die wiederum neue Erfahrungen ermöglichen. Kategorien fungieren somit als Stationen in der Dynamik des Wissens um Identität, als Prothesen zur Bewegung des Denkens, als (Hilfs-)mittel, um neue Erfahrungen zu ermöglichen und zu repräsentieren. Wird jedoch vergessen (gemacht), dass Kategorien immer wieder „angepasst“ werden müssen – d. h. immer neue, vorübergehende kategorische Hilfsmittel ‚angefertigt‘ werden müssen, um das Denken dynamisch zu halten – werden sie zum Gift durch Versuche, gewisse Signifikanten in einer beherrschenden Stellung zu fixieren, mithin zu einer ideologische Intervention, die versucht, der Identität ihre Dynamik zu nehmen, um sie erneut als Essenz zu etablieren. Hegemonialen Rang haben hierin aktuell die „wahren“ Diskurse der Lebenswissenschaften<sup>39</sup> auf ihrer Suche nach der Berechenbarkeit des Denkens, Fühlens und Handelns. Doch auch feministische Identitätspolitik neigt mitunter

zur kritischen Analyse der Heterosexualität im Rahmen *queerer gender studies*“, in: *Die Philosophin* 28, Tübingen 2003, S. 52.

<sup>38</sup> Die Verknappung ist eine der Prozeduren, welche die Kontrolle des Diskurses ermöglichen: Sie legt den Individuen Regeln auf, um den Zugang zu beschränken. Sprechende Subjekte müssen demnach bestimmten Erfordernissen genügen, um im Diskurs legitimiert zu sein. Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1991, S. 26.

<sup>39</sup> Ein interdisziplinärer Hybrid unterschiedlicher Wissensgebiete (Biologie, Medizin, Kognitionspsychologie, Mathematik, Physik, Informatik), der sich zur Aufgabe gemacht hat,

zu totalisierenden Effekten, dazu, die vermeintliche Wahrheit über *das* weibliche Subjekt zu sprechen. Die Unmöglichkeit dieser sehr unterschiedlich motivierten Vorhaben, Identitäten zu hypostatisieren, liegt jedoch in der Eigenschaft diskursiver Bedeutungsproduktion, ihre eigene Herausforderung mitzuproduzieren: Geschuldet ist dies der semiotischen Erkenntnis, dass jede Konstruktion radikal arbiträr und kontingent ist, d. h. ein und dasselbe Zeichen, ein und derselbe Name verschiedene Bedeutungen produzieren kann und es mithin nicht möglich ist, effektiv und dauerhaft über die Verwendung von Kategorien zu wachen. Zum besseren Verständnis hilft hier Judith Butlers Verweis darauf, dass diskursive Wirkungen als Vektoren der Macht verstanden werden können.<sup>40</sup> Sie sind demnach nicht im und auf den (Teil-)Diskurs fixiert, in dem sie konstituiert wurden, sondern fungieren als Strategie im Feld der Macht weit über seine jeweiligen Grenzen hinaus, indem sie zur Bedingung und Möglichkeit weiterer Handlungen werden. Konkretisiert auf unseren Gegenstand bedeutet dies, dass der Name Feminismus an verschiedenen Diskursen andocken kann und dort artikuliert, verschiedenste Bedeutungen zu generieren vermag. Resultat dieses Potentials ist die sichtbare Vielfalt feministischer Identitätskonstruktionen, repräsentiert in einer Vielzahl von „feministischen Zeitschriften“. Jede Zeitschrift ist jedoch gleichsam Teil ihres jeweiligen „Ursprungsdiskurses“, dem sie nun neue Interpretationen hinzufügt, wie sie dazu beiträgt, ein Netzwerk „genuin“ feministischer Wissensproduktion zu erzeugen. Demnach werden durch sie nicht nur strukturelle und symbolische Machtrelationen in Frage gestellt, sondern auch neue konstituiert.

### **Identität wird geMacht**

Identitätskonstruktionen sind somit immer zugleich Instrument und Effekt normalisierender und disziplinierender Machttechniken. Geht es doch um nicht weniger als die Möglichkeit, Bedeutungen zu (re)produzieren und zu (re)präsentieren, darum, als sprechende Subjekte wahrgenommen zu werden. Stabilisierende Momente der Ausschließung, Verwerfung und Verknappung, kurz: der Normierung, sind dabei gleichsam Momente der Destabilisierung

die Fragen nach dem Ursprung des Lebens und dem des Denkens und Fühlens zu beantworten, indem er die Wissensfelder der lebenden Systeme mit jenen der technischen Systeme verbindet. Damit einhergehend und namentlich bezeugt ist der inhärente Anspruch der *Lebenswissenschaft* auf die Definitionshoheit über das Leben.

<sup>40</sup> Judith Butler, *Körper von Gewicht*, Berlin 1995, S. 249.



durch die provozierte Gegenrede devianter Subjekte. So wird ein jeder Versuch der Stilllegung letztlich zum Motor der Dynamik. Ein weiteres produktives Paradox in der Herstellung identischer Werkzeuge zur Organisation von Wahrnehmungen des Selbst und des *Wir* weiteres Indiz dafür, dass es keine getrennten Sphären von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit bzw. Diskurs und Gegendiskurs gibt, sondern dem jeweils Dominanten das Subalterne konstitutionell inhärent ist. Hierin liegt das Dynamische aller Hegemonie<sup>41</sup> begründet und zugleich die Möglichkeit, sie durch Reformulierung zu destrukturieren. Doch dazu dürfen Identitäten nie aufhören, Fragen zu sein, darf Kritik nicht aufhören, ihre Wahrheiten als Machteffekte zu dekonstruieren.

Dieser letzte Satz ist explizit in seiner Doppeldeutigkeit angelegt, sollten wir uns doch bewusst sein, dass auch unsere Formulierungen Teil dessen sind, was wir zu dekonstruieren angetreten sind. So können wir uns auch hier den Ausführungen Harks' anschließen, dass wir weit davon entfernt sein sollten, „einen epistemisch oder politisch überlegenen Standpunkt zu reklamieren“, da Dekonstruktion, wie Gayatri Chakravorty Spivak schreibt, „nicht die Entlarvung eines Fehlers, sicherlich nicht der Fehler anderer [ist]“, sondern „die Kritik von etwas, das extrem hilfreich ist, etwas, ohne das wir ohnehin nicht auskommen könnten.“<sup>42</sup>

So ist auch unser Beitrag zur feministischen Wissenschaft Arbeit an feministischer Identität – werden wir<sup>43</sup>, indem wir uns in den Diskurs einschreiben, Teil dessen, was wir tun.

<sup>41</sup> Hegemonie wird hier mit Antonio Gramsci verstanden, als Kampf über und um den Diskurs, als „Prozess, in dem kulturelle Autorität verhandelt und in Frage gestellt wird.“; vgl. hierzu Hark 1999, a. a. O., S. 25.

<sup>42</sup> Gayatri Chakravorty Spivak, „In a Word“, in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 1/2, 1989, S. 131; zitiert nach Hark 1999, a. a. O., S. 21.

<sup>43</sup> Zum Ende unserer Ausführungen soll nicht unreflektiert bleiben, wer spricht, wenn wir in diesem Text *wir* sagen: Zunächst sprechen die beiden Autorinnen dieses Textes jedoch sowohl *für* eine als auch *aus* einer Gruppe heraus. Unsere Gedanken sind beeinflusst von den Erfahrungen eines Seminars an der Universität, welches sich wiederum als Teil des feministischen Diskurses identifizieren lässt. Mit der Aufgabe betraut, dieses Seminar oder besser die Teilnehmenden des Seminars in der theoretischen Einleitung dieser Publikation – sowohl im Sinne einer Delegation, als auch im Sinne einer Darstellung – zu repräsentieren, ist unser *wir* demnach ein changierendes, feministisches *wir*, dessen eindeutige Festlegung der Beschränkung einer Stilllegung im ausgeführten Sinn gleichkäme. Denn so wie es letztlich unmöglich ist, im Namen anderer zu sprechen, ist es unmöglich, deren Einfluss auf unser Denken eindeutig zu identifizieren. Wie jede Identität ist also auch dieses *wir* ein letztlich leeres Zeichen, dessen Signifikanz nur durch bekennende Identifikation hergestellt werden kann.